

Autorität sich einschüchtern läßt, wenn er sich von ihr ungerecht behandelt glaubt; obschon er freilich leider in der Entgegnung meist die richtige Haltung verliert und neue Blößen gibt statt die alten zu decken.

Die beiden verbündeten Dichter schienen aber in der That erwartet zu haben, daß die Angegriffenen nicht wagen würden, sich gegen sie zu erheben; Schiller namentlich schien vergessen zu haben, daß, wie er sich später so schön und treffend ausdrückte, dem Schwachen auch sein Stachel gegeben sei. Schiller, der doch selbst die Xenien als eine „literarische Hag,“ als eine „geniale Impudenz“ bezeichnet, war daher auch von den Entgegnungen, die sich über sein und Goethe's Haupt entluden, am tiefsten betroffen, ja er ging sogar so weit, den „schlechten Zustand der Polizei“ zu bedauern, indem dieselbe „diese Sünder nicht im Zaume halte.“ Goethe faßte sich zuerst. Zwar findet er es noch am 5. Dec. nach der Lecture der Manso'schen Verbheiten „lustig, zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen“ u. s. w., Worte, die seinen geheimen Aerger doch nur schlecht verdecken; als aber Schiller fortfährt, sich kleinlich und empfindlich über den von ihnen angezettelten garstigen Handel zu äußern, erhebt sich Goethe, und er zuerst, auf einen feiner würdigen Standpunkt, indem er schreibt: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Wolfes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder.“ Dies ist nicht nur eine würdige, sondern auch richtige Ansicht, und in sofern es gleich Anfangs Goethe's Absicht mit gewesen sein sollte, durch die „Xenien“ seine Zeitgenossen zu zwingen, Alles, was sie gegen ihn „in petto“ hatten, von sich zu geben, würde man gegen das ganze Unternehmen nicht viel einwenden können. Und immer höher erhob er sich über die Misère, die er selbst mit aufgerührt, wenn er ein andermal schreibt: „Nach dem tollen Wagemuthe mit den „Xenien“ müssen wir uns nun bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere formgeschmeidige Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edeln und Guten umwandeln.“ Das thaten sie denn auch und beschämten ihre Gegner durch Leistungen, denen diese keine gleiche gegenüberstellen konnten. Darin zeigte sich denn wieder ihre moralische Größe und das Gefühl ihres überragenden Werths, daß sie, von so vielen Seiten herausgefordert, nun im richtigen Augenblicke zu schweigen wußten und nur durch Productionen und tüchtiges Wirken antworteten. Im Uebrigen scheint Goethe sich doch die Lehren, die beiden Xenien dichtern gegeben wurden, am tiefsten zu Herzen genommen zu haben, tiefer als er sich anstellte; denn sein Urtheil wurde von jetzt an nur immer humaner und leutseliger und das an einigen Angegriffenen begangene Unrecht suchte er gelegentlich durch warmes, ja begeistertes Lob wieder gut

zu machen. So namentlich an Gleim, dessen wohlthätigem Wirken und durchaus humanem Charakter er später in seinen „Tag- und Jahresheften“ bei Gelegenheit seines Besuches in Halberstadt im Jahre 1805 einige Seiten der wärmsten Anerkennung widmet, schwerlich ohne Absicht.

In unserer Zeit ist es gänge und gäbe geworden, die „Xenien“ als eine große literarische That zu feiern, als ob damit für immer und mit einem Male allem „Schlechten, Mittelmäßigen, Verschrobenen, Engherzigen, Einseitigen und Gemeinen“ in der deutschen Literatur ein Ende gemacht worden sei, was, wie Jedermann weiß, keineswegs der Fall gewesen ist. Urtheile dieser Art hört man sogar von solchen, welche, wenn sie zur Zeit Goethe's und Schiller's gelebt hätten, ähnlichen Xenien vielleicht nicht entgangen wären. Das eigentlich Schlechte wucherte jedoch fort und fiel nicht einmal genau in die Angriffslinie der Xenien dichter. Viele der von diesen angegriffenen Autoren, wie Forster, Heinse, Gleim, Matthias Claudius, Lavater, Stolberg, Thümmel, Jung-Stilling u. s. w., wird man doch nicht den eigentlich Mittelmäßigen beizählen können; und wenn sie sich auch dieser oder jener fehlerhaften oder tadelnswerthen Richtung schuldig machten, so hatten sie doch auch andererseits ihre Verdienste oder waren Männer von unbestreitbarem Talente. Durch das Beispiel der Xenien wurde aber gar sehr jene in Deutschland seitdem herrschend gewordene Manier gefördert, die Totalität eines Autors mit wenigen absprechenden Zeilen abzufertigen oder zu vernichten, und die Befürchtung, daß dies so kommen werde, wurde schon damals ausgesprochen. Namentlich hat A. von Henning's in seinem „Genius der Zeit“ bereits damals vom Standpunkte der Sittlichkeit und des literarischen Anstandes über das Unternehmen der weimarischen Dichter viel Treffendes, noch jetzt Gültiges gesagt. Seitdem wimmelt es bei den deutschen Poeten von ähnlichen Stachelversen, nur daß die Angegriffenen oft bedeutender waren als die Angreifenden, während die beiden Xenien dichter von Weimar den von ihnen Mitgenommenen in einem Grade überlegen waren, daß ihre abfälligen Aussprüche wirklichen Todesurtheilen gleich kamen. In der That wird erzählt, daß die bitterbösen, auf den doch auch nicht unverdienstlichen Manso gemünzten Epigramme in Breslau sprüchwörtlich geworden seien und den Unglücklichen Zeit seines Lebens verfolgt hätten. Auch verfuhr Goethe und Schiller nicht immer mit gebührender Loyalität; sie verletzten nicht selten die Pflichten alter Freundschaft oder Dankbarkeit, z. B. gegen Lavater, Jung-Stilling, Reichardt, Baggesen, welchem letzteren Schiller wegen seiner Fürsprache bei dem Herzoge von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann in der That großen Dank schuldete; sie hielten sich namentlich an diejenigen, die sich an den „Horen“ vergangen hatten, was ihren Ausfällen den Charakter der Gehässigkeit aufdrückte, während sie wieder, was ihnen schon damals zum Vorwurf gemacht wurde, absichtlich und in auffallender Weise viele schonten, mit denen sie irgend ein specielles Interesse verknüpfte. So beschloß man namentlich Iffland zu

schonen: „Um ihm nicht wehe zu thun,“ schrieb Schiller, „will ich in dem Dialoge mit Shakespeare lauter Schröder'sche und Kogebue'sche Stücke bezeichnen.“ Wunderlich erscheint es fast, daß Goethe, der in den „Kenien“ so entschieden den Weg der Polemik betrat, in Kogebue's „Kleinstädtern“ vor deren Aufführung alle gewiß sehr unversänglichen polemischen Stellen gestrichen hatte, was auch zu Kogebue's Animosität gegen Goethe beitrug.

Ziemlich, wenn auch nicht ganz vereinzelt in unserer Zeit steht Rudolf Gottschall's abfälliges Urtheil über die Kenien. „Es sei nicht zu übersehen,“ sagt er, „daß dies Blütheschleudern vom poetischen Olymp immer ein Act souveräner Selbstüberhebung war, den die Nachwelt geneigter ist, zu legitimiren, als es die Mitwelt sein konnte; daß, besonders bei Schiller's schroffer einseitiger Richtung, viele kritische Justizmorde stattfanden, und daß die Form der meisten Kenien ebenso barbarisch war, wie die poetische Barbarei, gegen welche sie ankämpften, und Manso's Spott mit Recht herausfordern durfte“⁹⁷). Auch bemerkt wol der Engländer Lewes nicht mit Unrecht, daß nur wenige dieser Kenien echtes Salz des Witzes hätten; nähme man sie als bloße Erzeugnisse des Witzes, so erschienen sie sehr schwach, und man begreife nicht, wie sie eine solche Sensation hätten erregen können. Für uns Nachlebende haben diese Kenien, in sofern sie rein polemischer Art sind und bloß flüchtige Erscheinungen der Zeit betreffen, in der That fast nur die Bedeutung eines literarischen Curiosums; nur diejenigen, welche gewisse mystisch-pietistische Auswüchse und die Theatermisere geißeln, haben auch für unsere Zeit noch Werth und Gültigkeit.

Goethe löste sein bei Schiller verstandenes Wort, daß man sich fortan nur „großer und würdiger Kunstwerke“ befleißigen müsse, zunächst durch sein bürgerliches Epos „Hermann und Dorothea,“ eine seiner vollendetsten, reinsten Dichtungen, dabei echt teufsch in Empfindung und Darstellung, die Verherrlichung häuslichen Glücks und teutschen Bürgerthums und Familienlebens inritten der politischen Weltstürme. Als Quelle nennt man die zuerst 1732 erschienene Schrift: „Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten,“ nur daß Goethe den Stoff mit genialer Freiheit auf seine Zeit und eine andere Localität verpflanzte. Voss' „Louise,“ für die er bei Gelegenheit seines Besuchs in Wempelfort die größte Verehrung ausspricht und die er auch später nicht vorlesen konnte, ohne bei gewissen Stellen, z. B. der Trauungsscene, in Thränen auszubrechen, hat das Verdienst, Goethe wenigstens zu dieser Schöpfung angeregt, ihm wenigstens die Möglichkeit vor Augen gestellt zu haben, einfache, modern bürgerliche Stoffe auf dem Hintergrunde politischer Bewegungen episch so zu gestalten, daß daraus eine Schöpfung hervorgehe, die allen Ansprüchen an ein höheres episches Dichtwerk genüge, ohne darüber die Eigenschaften realer Wahrheit und realen Zeitinhalts einzubüßen. In der That sehen

wir in keinem Werke Goethe's den künstlerischen Idealismus mit dem gegenständlichen Realismus so glücklich, innig und wirksam verschmolzen wie in „Hermann und Dorothea.“ Keines von seinen vollendeten Werken ist ihm auch so rasch von der Hand gegangen wie dieses, was man auch an der Leichtigkeit der Bewegung, welche diese Schöpfung auszeichnet, wohl erkennt. Dabei übertraf er Voss eben so an Naivetät, Anmuth und Ungezwungenheit in Form und Darstellung, wie an Höhe der Gesichtspunkte und ideal plastischer Haltung. Daß Goethe niemals, wie Voss öfters, in Trivialität versinken konnte, versteht sich von selbst. Wie Schiller im October 1796 an Körner meldet, ging die Ausführung mit einer ihm „unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit“ vor sich, sodas Goethe „neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb.“ Doch ließ er sich mit der Ausfeilung Zeit und während er den Plan dazu bereits im August 1796 in Ilmenau ausgedacht hatte, legte er doch erst in den Tagen des 20. und 21. Mai 1797 während eines Aufenthalts in Jena an die Dichtung die letzte Hand⁹⁸). Die Verehrung der teutschen Nation war ihm durch diese köstliche Dichtung aufs Neue gesichert. Goethe selbst gesteht, Gegenstand und Ausführung hätten ihn dergestalt durchdrungen gehabt, daß er das Gedicht niemals habe ohne Nührung vorlesen können.

In demselben für Goethe's Muse so fruchtbaren Jahre entstanden auch einige seiner herrlichsten Balladen: „Die Braut von Korinth“ (von der, seltsam genug, Schiller an seinen Freund Körner schrieb, daß sie eigentlich nur ein „Spas“ gewesen!), „Der Gott und die Bayadere,“ „Der Zauberlehrling,“ „Der Schatzgräber,“ während Schiller die Balladen: „Ibycus“ und „Hero und Leander“ dichtete, zu welchen Goethe seinem Freunde die Stoffe überlassen hatte. Schiller nannte daher das Jahr 1797 das „Balladenjahr.“ Vollenbet wurde ferner die anmuthige Dichtung: „Der neue Pausias und das Blumenmädchen.“ Die Beschäftigung mit der romantischen Balladendichtung brachte ihm auch wieder den „Faust“ näher und versetzte ihn in die Stimmung, zu dieser ins Unendliche gehenden Dichtung wieder einige Theile hinzuzudichten. Im Juni entstanden das herrliche Einleitungsgebidht oder die „Zueignung,“ worin er jene „schwankenden Gestalten“ anredet, die ihm nun wieder nahten, der „Prolog im Himmel“ und das in die Brodenscene ziemlich willkürlich eingelegte halb polemische Intermezzo: „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit.“ Nach Schaefer dürfte auch „Das Vorspiel auf dem Theater“ um diese Zeit entstanden sein. Ueber dieses Jahr bemerkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften“⁹⁹: „Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und

97) Siehe „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolph Gottschall.“ Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Breslau 1860.) I. Bb. S. 84.

98) Goethe bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften“⁹⁹: „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es theilt diese Empfindungen mit;“ wenn er aber versichert: „Die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, sodas sie Freunden schon producirt werden konnte,“ so kann sich dies doch wol nur auf den ersten rohen Entwurf oder die ersten Gesänge beziehen.

Nacht keine Ruhe; Schillern besuchte der Schlaf erst gegen Morgen; Leidenschaften aller Art waren in Bewegung; durch die Feinien hatten wir ganz Teutschland aufgeregt; Jedermann schalt und lachte zugleich. Die Verlegten suchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet fortgesetzter Thätigkeit.“

Noch einmal erfaßte ihn die Sehnsucht nach dem Süden, wozu namentlich die Briefe seines Freundes Meyer beitrugen. Ende Juli 1797 trat er seine Reise an, die ihn abermals nach Italien führen sollte, aber nicht führte⁹⁹⁾. Christiane und sein Sohn begleiteten ihn bis nach Frankfurt, wo sie von Goethe's Mutter mit großer Liebe aufgenommen wurden. Dann ging es über Heidelberg weiter nach Stuttgart. Hier hielt er sich neun Tage auf und fühlte sich namentlich in dem Danner'schen Atelier angenehm beschäftigt, auch überhaupt poetisch angeregt; denn in jenen Tagen entstand das Gedicht „Der Gekeltnabe und die Müllerin“, der reizende Anfang eines kleinen Romans in Versen, den er dann später in den sich anschließenden Gedichtchen „Der Müllerin Berrath“ und der „Müllerin Neue“ fortsetzte. Von Stuttgart machte er einen Abstecher nach Tübingen, wo er bei Cotta wohnte, den er zum Verleger seiner Werke gewann. Am 16. Sept. reiste er von hier ab und am 18. befand er sich in Schaffhausen, wo er den Rheinfall fast einen ganzen Tag lang beobachtete, doch diesmal weniger mit den Augen eines Enthusiasten und Dichters als mit denen eines Naturforschers und Farbenkundigen, der die farbigen und andern Erscheinungen, welche den Sturz begleiteten, bis ins Kleinste beobachtete und studirte. Auf der Weiterreise nach Zürich gab ihm ein unter dichter Epheumenschlingung verkrüppelter Apfelbaum Anregung und Stoff zu der Elegie „Amyntas.“ Der Baum erschien ihm als ein Bild der männlichen Kraft, das Epheugeschlinge als ein Symbol der Liebesfesseln, die sie nicht abzuwerfen sich entschließen kann und unter denen sie ermattet hinsinkt. Ob dies so ausgelegt werden darf, daß ihm hierbei ausschließlich sein Verhältniß zu der Mutter seines Sohnes vorgeschwebt habe, ist doch zweifelhaft; ähnliche Wirkungen aus ähnlichen Ursachen hatte er auch bei Andern, z. B. seinem fürstlichen Freunde selbst, zu Zeiten vorgehen sehen, und die griechische Mythe, die ihn immer lebhaft beschäftigte, hat diese Erfahrung, die so alt wie die Welt ist, in nicht wenig zahlreichen berühmten gewordenen Sagen verarbeitet. Es war Goethe's Art wol, eine individuelle Erfahrung zum Ausgangspunkte zu nehmen, aber doch nur, um daran zugleich eine allgemeine oder sehr häufig wiederkehrende nachzuweisen.

In Zürich, wo er am 20. Sept. eintraf, fand er Heinrich Meyer; seinem alten Freunde Lavater, obschon

dieser nach seinem Gasthose gekommen war und seinen Namen an die Stubenthür geschrieben hatte, wich er geflissentlich aus. In Gesellschaft Meyer's begab er sich schon am 21. nach dessen Wohnorte Stäfa, wo ihm die Beschäftigung der von diesem mitgebrachten oder verfertigten Kunstwerke genussreiche Stunden verschaffte, und setzte dann in Begleitung seines Freundes seine Reise nach den Urkantonen bis zum St. Gotthardt fort, dessen Gipfel er am 3. Oct. betrat. Der Plan, die Reise bis nach Italien fortzusetzen, war inzwischen wegen des in Italien fortwährenden unruhigen Zustandes aufgegeben worden und beide Reisende traten vom St. Gotthardt ihre Rückreise an. Am 8. Oct. waren sie wieder in Stäfa. Während dieser Reise war bei Goethe die Idee zu einem Epos aufgekeimt, dem die Tellsage zu Grunde gelegt werden sollte, und Goethe hatte deshalb den Umgebungen des Bierwaldstätter Sees die sorgfältigsten Beobachtungen gewidmet, auch nach seiner Ankunft in Stäfa die Lecture von Tschudi's Schweizerchronik vorgenommen und mit Meyer sich über die Behandlung des Stoffes besprochen. Diese Studien und die lebendigen Localschilderungen Goethe's sind dann später seinem Freunde Schiller, nachdem ersterer den Plan zu seinem Epos fallen gelassen und Schiller ihn zum Zwecke dramatischer Bearbeitung aufgegriffen, trefflich zu statten gekommen¹⁾. Goethe bedurfte damals, wie er gesteht, einer solchen Ableitung, wie diese Studien ihm boten, da ihn die Trauerkunde von dem am 22. Sept. erfolgten Tode der Schauspielerin Christiane Neumann, verehelichten Becker, aufs Schmerzlichsie ergriffen hatte. Ueber sie schrieb er am 25. Oct. an Vöttiger: „Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust fürs Theater zu arbeiten wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Talenten.“ Zarter und lieblicher ist noch keine Schauspielerin gefeiert worden, als dies von Goethe in seiner Elegie „Euphrosone“ geschehen ist.

Beide Freunde traten am 26. Oct. ihre Heimreise nach Teutschland an, Goethe eine inzwischen aus Rom eingetretene Copie der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit mit sich führend, deren Besitz ihn überaus glücklich machte. Den Heimweg von Stuttgart aus wählte Goethe diesmal über Nürnberg, wo er die Tage vom 6. bis 15. Nov. mit Knebel zubrachte, mühsam Zeit genug hatte, sich eingehender mit den Kunstschätzen und Ehreuwürdigkeiten der altherwürdigen Stadt zu beschäftigen. „In dem freundlichen Cirkel der Kreisgesandten durchlebten wir einige frohe Tage,“ bemerkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften“²⁾.

1) Näheres über den Grundplan des beabsichtigten Epos theilt Goethe selbst in seinen „Tag- und Jahresheften“ mit. 2) Goethe's Aufzeichnungen über diese Reise erschienen erst nach seinem Tode unter der Aufschrift: „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797“ und bilden einen Bekandtheil seiner nachgelassenen Schriften. Die warme enthusiastische Stimmung, die für seine früheren Schweizerbriefe charakteristisch ist, wird man hier nicht mehr suchen wollen. Namentlich finden sich über die letzten Momente der Reise nur kleine Notizblättchen.

99) Meyer er von Weimar abreiste, verbrannte er noch „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung“ einen Theil der seit 1772 ihm zugegangenen Briefe, wie er auch schon 1779 eine Menge Briefschaften vernichtet hatte; doch blieben noch genug übrig, namentlich von dem Jahre 1780 an, die er auch in seinen letzten Lebensjahren conculutweise ordnete.